

GROSSMÜNSTER ZÜRICH: GOTT IST PARTEIISCH

AM SONNTAGMORGEN kurz vor 10 Uhr trägt die reformierte Landeskirche ihr Rückzugsgefecht akustisch aus. Was für ein eindringliches Geläut! Zwischen den Altstadtkirchen St. Peter, Fraumünster und Grossmünster erzeugt es ein Kraftfeld, das den nostalgieanfälligen Christenmenschen auf dem Weg in den Gottesdienst (nach langer Zeit wieder einmal!) zu verschlingen droht. Mit knapper Not überwindet er noch den Cordon sanitaire, der das über der Limmat thronende Grossmünster von den umgebenden Altstadthäusern trennt, dann umfängt ihn das Zwielflicht des Kirchenraums – vertrautes Terrain.

Vertraut heisst in seinem Fall: unbekannt wie die Gefühlsoasen der Kindheit, die einem erhalten bleiben, zu denen man aber keinen Zutritt mehr hat. Wozu noch Kirche? So langsam verabschiedet sich auch das treuherzigste Publikum aus ihrem Einflussbereich. Der Gottesglaube – zu Zwinglis Zeiten eine feste Burg und danach jahrhundertlang kulturell weitertradiert – hat sich verflüchtigt, zur Befriedigung spiritueller Bedürfnisse sind heute das Naturerlebnis und das Yoga da. Am härtesten hat es die Reformierten getroffen: schweizweit 26 000 Austritte 2019. In ihrer Homepage Zürich machen sie heute weniger als 20 Prozent der Bevölkerung aus (gegenüber 55 Prozent im Jahr 1970). Damit sind sie wieder hinter die Katholiken zurückgefallen, deren Herrschaft sie dank Zwingli gebrochen haben; von den Konfessionslosen und Nichtgläubigen sehen sie ohnehin nur noch die Fersen.

Was ausser lauten Glocken haben die Reformierten noch im Köcher? Natürlich die Hunderte von Türmen, an denen die Glocken hängen, und die dazugehörigen Kirchen. Diese Relikte einer geruchlosen Frömmigkeit haben mit Weihrauch, Ikonen und liturgischem Zauber aufgeräumt. Geblieben sind ihnen nackte Räume – Räume «mit Durchzug», wie der Grossmünsterpfarrer Christoph Sigrist an diesem Oktobersonntag seinen Gottesdienstbesuchern versichert (die zweite Corona-Welle ist angerollt). Das Grossmünster, unver-

wüstlich, aber auch einschüchternd mit seinen hoch angebrachten Fenstern, stand auch in der Lockdown-Zeit offen. Jetzt erklingt darin der Kirchenliedklassiker «Lobe den Herren!», und der entlaufene Sonntagsschüler bekommt Hühnerhaut.

Viel Freude scheint das Gotteslob unter den 100 Gottesdienstbesuchern aber nicht auszulösen, den ernsten Mienen nach zu schliessen. Dann die Grussworte des Pfarrers aus dem Galaterbrief: «Jesus Christus hat euch zur Freiheit befreit. Lasst euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auflegen!» In der hintersten Bank fragt sich der Ex-Sonntagsschüler, ob seine Freiheit vielleicht nicht schon zu gross ist und ob er die Aufmerksamkeit aufbringt, der Predigt zu folgen, oder seiner alten Gewohnheit gemäss abschweift. Aber dann nimmt ihn der Pfarrer, streng im Talar, liturgisch bei der Hand: Sammlung, Anbetung, Sendung und Segen halten gedanklich auf Trab, ein Jodelduo singt, der Organist spielt Bach, und sogar eine Taufe – noch dramatischer: Erwachsenentaufe! – wird geboten, so dass zur Hühnerhaut Tränen dazukommen, die das verlorene Kirchenkind jetzt vor Rührung verdrückt.

«Tears of heaven!», freut sich Christoph Sigrist, als ich ihm bei unserem Treffen ein paar Tage später von meinem Gottesdienstenerlebnis erzähle. Ob ich das Lied von Eric Clapton kenne? Kein Zufall, dass meine Tränen bei der Taufe flossen, «einer Schwellenerfahrung wie Geburt und Tod!». Die Kirche, sagt Sigrist, «ist die Hüterin der Schwellenerfahrung. Die Kirchenräume sind ihr Ort. Klar kannst du auf einen Berg steigen oder in den Wald gehen, und da schwingt auch etwas. Überall schwingt etwas. Aber es schwingt eben auch in der Kirche, wenn die Leute am Sonntag in den Gottesdienst kommen.»

Die Grenzerfahrungen sind die gleichen geblieben wie zu Zwinglis Zeit. Auch die Kirchen stehen immer noch am gleichen Ort. Doch erst seit knapp 20 Jahren – Sigrist mutmasst über einen Zusammenhang mit 9/11 – finden beide wieder vermehrt zusammen: bei Lesungen, Vesperkonzerten oder auch Stippvisiten von Besuchern, die sich ohne jeden Anlass auf eine Kirchenbank setzen. Trotz den vielen Kirchenaustritten sei die Besucherzahl im Grossmünster seit 2003 von 100 000 auf 650 000 gestiegen, sagt Sigrist – «und ihr Journalisten schreibt immer, die Kirchen seien leer!». Was also suchen die nichtkirchlichen Besucher im Münster? Sigmar Polkes Glasfenster? Die verlorene Zeit?

Sigrist: «Der Kirchenraum wird wieder als sakral erlebt, als Resonanzraum zwischen Himmel und Erde. Das ist keine Rückkehr des Religiösen, das Religiöse war immer da. Aber es bricht gerade neu auf, an überraschenden Orten und unabhängig von der institutionellen Anbindung.»

Nur, was bleibt dem Pfarrer von aussergottesdienstlichen Gemütsgriffenheiten, an deren Ursprung zwar die Kirche steht, aber nicht an deren Ende? Sigrist klingt ironischerweise wie ein Firmensprecher, wenn er den Mitgliederschwund, in dem viele längst das Todesurteil sehen, mit dem Argument relativiert, die Kirche sei keine Firma. Besser gefalle ihm Paulus' Leib-Christi-Modell, in dem die Organe zusammenspielen; die «Nutzungsverschiebung» der Kirchen habe ihn als Pfarrer herauskatapultiert in die «Mehrdimensionalität verschiedener Funktionen». Im Grossmünster werde er von orthodoxen oder kirchenfernen Besuchern angesprochen, mit ihnen diskutiere er über die Sinn- und Wertfragen des Lebens – «das ist etwas, was ich an der theologischen Fakultät nicht gelernt habe und das dazu führt, dass ich meine Identität als reformierter Pfarrer jeden Tag neu erarbeiten muss».

Zu seinen liebsten Rollen scheint jene des Trommlers zu gehören. Sigrist ist kein stiller Glaubensverwalter, sondern ein sozialer Macher, der sicht- und hörbar und nicht selten mit den Medien im Schlepptau zwischen «kollidierenden Systemlogiken» vermittelt. Bald besteigt er einen der beiden Grossmünstertürme, um die Stadt im Stil eines Muezzins zu segnen, bald empfängt er den Seuchenpräventionsingenieur Daniel Koch zum Gespräch, das prompt von Pandemieskeptikern gecrasht wird. Auch gegen die Durchsetzungsinitiative hat Sigrist sich öffentlich starkgemacht und für den Entscheid der Gesamtkirche, die Konzernverantwortungsinitiative zu unterstützen – und damit zumindest die Konzernverantwortlichen unter ihren Mitgliedern zu verärgern.

«Gott ist parteiisch, und zwar für die Armen», sagte Sigrist kürzlich in der NZZ. «Das ist populistisch!», gab sein Amtskollege Willi Honegger zurück – und sprach damit so manchem Kirchenkritiker aus dem Herzen. Der Grossmünsterpfarrer «vereinnahme» das Neue Testament, das Wirken Jesu habe nicht dem Reich dieser Welt gegolten, sondern dem Reich, «das nicht von dieser Welt» sei. Nicht von dieser Welt: Dem entlaufenen Sonntagsschüler rufen diese Worte die Beklemmung zurück,